

EDITORIAL

Die *Zeitschrift für Kanada-Studien* hat sich in den vergangenen Jahrzehnten stets in einer Dynamik von Beständigkeit und Wandel situiert und behauptet. Ohne Beständigkeit geht die distinktive Identität einer Zeitschrift verloren und ohne Wandel erstarrt sie in überkommenen Formen. So freut es uns, auch in diesem Halbjahr wieder ein pralles Heft mit substantiellen Beiträgen aus den unterschiedlichsten Disziplinen vorlegen zu können. Alle Beiträge wurden einem doppelten Peer Review-Verfahren unterzogen. An dieser Stelle möchten die Herausgeber allen als Peer Reviewer tätig gewesenen Personen sehr herzlich für ihre zuverlässige, kompetente und prompte Zuarbeit danken. Zu Bewährtem und sich Bewährendem kommen für die Zeitschrift nun wieder einige Neuerungen. Allen Artikeln sind nunmehr Zusammenfassungen in drei Sprachen, dafür kürzeren Umfangs, vorangestellt. Dies entspringt unserem Bestreben, die Sichtbarkeit und Zugänglichkeit der *Zeitschrift für Kanada-Studien* weiter zu erhöhen, und in internationalen elektronischen Datenbanken wird im Allgemeinen ein Abstract in der Sprache des Artikels eingefordert. Das neue Style Sheet, welches Sie auf der Homepage herunterladen können, ist dahingehend überarbeitet sowie auch sonst etwas verschlankt und gekürzt. Ein wichtiger Schritt in die Richtung größerer Sichtbarkeit ist insofern getan, als nun alle bereits publizierten Beiträge aus den vergangenen ZKS-Heften auf der Homepage der GKS ohne Restriktionen zugänglich sind (derzeit bis 2007). Zudem sind die Artikel nun über ihre Titel sowie den Autor oder die Autorin abrufbar – Marco Ulm sei an dieser Stelle für diese Neuklassifizierung herzlich gedankt.

Eine weniger erwünschte als aus der Not geborene Veränderung betrifft die Tatsache, dass die Einsparungen der kanadischen Regierung im kulturellen Bereich auch für die Finanzierung der *Zeitschrift für Kanada-Studien* Konsequenzen haben (s. hierzu auch den Beitrag im Forum von *Martin Thunert*). Vorstand und Herausgeber diskutieren derzeit die Möglichkeit, die ZKS nur noch einmal im Jahr erscheinen zu lassen, um die Druckkosten zu senken. Ein umfangreicheres Heft im Jahr ist günstiger als zwei dünne, so dass wir als Herausgeber zuversichtlich sind, dass diese Veränderung keinen allzu großen Einschnitt darstellen und die Vielfalt der veröffentlichten Beiträge nicht mindern wird.

Die literatur- und kulturwissenschaftlichen Beiträge im vorliegenden Heft decken auch dieses Mal wieder ein breites Spektrum ab. Trotz ihrer Diversität ist ihnen allen gemein, dass sie sich mit Fragen der Aneignung und des *Empowerment* in literarischen, virtuellen und sozio-kulturellen Räumen beschäftigen.

Dionne Brands preisgekrönter Toronto-Roman *What We All Long For* gehört zu den am häufigsten diskutierten und im akademischen Raum beschriebenen Texten

unserer Zeit. Im vorliegenden Heft finden sich denn auch gleich zwei Beiträge zu Brands Roman, die aus sehr unterschiedlichen Perspektiven – einer geographischen und einer literaturwissenschaftlichen – neue Lesarten des Romans anbieten. *David Tavares* und *Marc Brosseau* lesen in ihrem gemeinsamen Aufsatz Brands Text vor geographischem Hintergrund als eine wirkmächtige Studie über die Repräsentation politisierter sozio-räumlicher Prozesse. Durch die Darstellung des alltäglichen Lebens mit seinen spezifischen Rhythmen und Tempi, so die Autoren, vermag Brand über ihre Hauptfiguren zu zeigen, wie die multikulturelle Stadt in unterschiedliche und oft umkämpfte Räume zerfällt. Der Zusammenhang von Raum und Subjektformation wird in Brands Roman für die Autoren auch über die Darstellung eines Generationenkonflikts unter den dargestellten Einwanderergruppen fassbar, der die Notwendigkeit der räumlichen Verhandlung von Identität besonders deutlich macht. Der im Roman dargestellte städtische Raum zeigt in dynamischer Weise, wie nicht nur Räume, sondern auch kulturelle Identitäten sich in einem Wechselspiel nationaler und darüber hinausreichender Affiliationen ständig neu definieren müssen – ein Prozess, den die Autoren mit dem Begriff des „informal urban citizenship“ umschreiben.

Constanze Müllers Beitrag zu *What We All Long For* widmet sich hingegen den zahlreichen intertextuellen Verweisen sowie den Querbezügen zu Kunstpraktiken und -werken in Brands Roman. Müller deutet Verweise auf die Konzeptkunst von Fluxus, insbesondere auf Installationen von Yoko Ono, sowie auf schwarze Musik und Dub Poetry in *What We All Long For* als subversive künstlerische Praktiken, die normative Kulturdiskurse zu unterlaufen suchen. Es sind weniger poststrukturalistische Sprachspiele, welche Brand zu den zahlreichen intertextuellen und -medialen Verweisen veranlassen, so die Verfasserin, als das Bestreben, liminale Räume und Subjekte von der Peripherie ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken. Zudem ist die Konzeptkunst z. B. von Fluxus, wie der Name bereits indiziert, auf Mobilität aus, eine Bewegung, die sich in Brands Roman gegen die Statik eurozentristischer Perspektiven richtet und einen Perspektivenwechsel anstrebt, der, wie auch in der Dub Poetry, anderen ethnischen Gruppen eine Stimme verleiht.

Des Weiteren finden sich in dieser Ausgabe zwei Beiträge, die politisch engagiert der Frage nach der adäquaten Repräsentation indigener Interessen und Erinnerungsorte nachgehen. *Geneviève Susemihl* untersucht in einem Beitrag zwei Orte, die beide 1981 von der UNESCO zu *World Heritage Sites* deklariert wurden, nämlich den an der Westküste der Haida Gwaii, ehemals Queen Charlotte Islands, gelegene Ort SḠang Gwaay und den Head-Smashed-In Buffalo Jump im südlichen Alberta. Susemihl zeigt die Konsequenzen auf, welche die Verleihung des Titels „Weltkulturerbe“ an diese Orte für die indigene Bevölkerung hatte, und legt in einem Vergleich der beiden Orte dar, wie sich die unterschiedliche Beteiligung der indigenen Gruppen bei der Verwaltung der Orte auswirkt. Während SḠang Gwaay gemeinschaftlich verwaltet wird, untersteht Head-Smashed-In Buffalo Jump der Verwaltung durch die Regierung von Alberta. Zudem kämpfen beide Orte an unterschiedlichen Fronten gegen den Verfall des kulturellen Wissens, der trotz (oder gerade wegen) des Status

als Weltkulturerbe beiden droht. SGang Gwaay kämpft aufgrund der abgelegenen Lage mit geringen Besucherzahlen und in der Konsequenz gegen die sinkende staatliche Unterstützung, die für den Erhalt der historischen Totempfähle unabdingbar ist. Head-Smashed-In Buffalo Jump hingegen sieht sich mit dem umgekehrten Problem konfrontiert: Da es sich um eine populäre Touristenattraktion handelt, droht sie, dem Massentourismus anheim zu fallen, der das indigene Erbe eher auslöscht denn erhält. Zu diesen Problemen kommen juristische Schwierigkeiten, da die Stätte von der Regierung Albertas verwaltet wird und diese den Blackfoot kein Landerwerbsrecht und somit keine Kontrolle des kulturellen Erbes zugesteht. Und kulturelles Erbe, so macht der Beitrag überzeugend deutlich, ist nie statisch, sondern erwächst aus der Interpretation und Interaktion der Orte und ihrer Besucher.

Kim Verwaayens Beitrag wendet sich der Zerstörung kulturellen Erbes und kultureller Identität in und durch Gesetzestexte zu. Den 1876 verabschiedeten *Indian Act* sieht sie als Instrument zur Legalisierung eines kulturellen Genozids und zur Institutionalisierung der Ungleichbehandlung der Geschlechter. Verwaayen analysiert insbesondere die umstrittenen Gesetzesänderungen des *Indian Act* von *Bill C-31* (1985) zur *Bill C-3* (2011) und kommentiert deren verheerenden Folgen für Frauen der *First Nations*. Unter Bezugnahme auf Harry W. Daniels, den früheren Vorsitzenden des *Congress of Aboriginal Peoples*, bezeichnet Verwaayen das Gesetz als „Abocide Bill“, da es den Status autochthoner Völker aufhebe. Der Gesetzespassus bestimmte ursprünglich, dass weibliche *First Nations*-Mitglieder ihren indigenen Status verloren, wenn sie einen Mann heirateten, der diesen Status nicht innehatte. Ein solches „marrying out“ hatte gravierende Folgen für die Frauen und ihre Nachkommen, denen damit der Zugang zu Land und ökonomischen wie kulturellen Ressourcen genommen wurde. Obwohl die Änderung des Gesetzes von 2011 diese Ungleichbehandlung der Geschlechter aufheben sollte, setzt sich diese, wie Verwaayen eindringlich zeigt, in zahlreichen Konsequenzen und Anwendungen des Gesetzes fort.

Um die Erschließung des kulturellen Raums Quebec im weitesten Sinne geht es in den beiden anschließenden Beiträgen. In seinem Überblicksartikel zu den neueren Tendenzen im Roman Quebecs zeichnet Klaus-Dieter Ertler die großen Entwicklungslinien und Umbrüche in neueren Romanproduktionen Quebecs (insbesondere jene im Werk des Autors Jacques Poulin) im Zeitraum 2005 bis 2010 nach. Die Wende, die sich im Quebecer Roman seit 2005 vollzogen hat, nimmt, so Ertler im Rückgriff auf Jean-François Chassey, in der Neugründung zahlreicher Verlagshäuser ihren Anfang. Diese ermöglichten der jüngeren Generation die Veröffentlichung von Texten, die neue Gattungen und Sujets abdecken. Zudem stellt Ertler eine deutliche Wiederbelebung des regionalistischen Romans fest, der im Zeitalter der Globalisierung neue Konturen gewinnt. Auch die *écriture migrante* erlebt einen merklichen Entwicklungsschub, da seit Mitte der 1990er Jahre auch aus Quebec stammende Autoren ohne Migrationshintergrund sich des „migratorischen Schreibens“ bedienen: Ausgelöst durch postkoloniale Diskurse werden Geschichten aus dem Raum Quebec ausgelagert oder Problematiken in Quebec beschrieben, die früher nahezu ausschließlich von

Migranten behandelt wurden. Die Trennlinie zwischen Einheimischen und Migranten wird so immer mehr zugunsten einer *littérature-monde* verschoben, argumentiert Ertler. Ein weiteres Feld im neueren Roman Quebecs stellt die sogenannte *écriture académique* dar, also von Literaturprofessoren verfasste Romane, welche die Grenze zwischen Analyse und Produktion von Literatur aufheben.

Auch *Christoph Vatters* Beitrag untersucht in diachroner Perspektive kulturelle und politische Entwicklungslinien im heutigen Quebec, jedoch nicht im Text-, sondern im virtuellen Raum. Mit seinen stark anglisierenden Tendenzen stellt das Internet seit seinen Anfängen die frankophonen Kulturen vor große Herausforderung bei der Wahrung der eignen Sprache sowie kultureller Ausdrucksformen. In seinem Beitrag analysiert Vatter die Bedeutung Quebecs als Impulsgeber für unterschiedliche Bewegungen, die im Cyberspace zu einem (Wieder)Erstarken des Frankophonen geführt haben. Ausgehend von einem Quebecer Videoclip, *Culture en péril*, der satirisch gegen die drastischen Kürzungen der Harper-Regierung im kulturellen Bereich anging und eine enorm schnelle Verbreitung im Internet erfuhr, geht Vatter näher auf die Bedeutung der *blogosphère* als konstitutives Element für die Vermittlung kultureller Werte sowie auf spezifische Nutzungsgewohnheiten des Internets in Quebec ein. Der *cyberespace francophone*, so gelingt es Vatter zu zeigen, spielt eine wichtige Rolle für die Quebecer Sprache und Literatur und geht zugleich über diesen Raum hinaus und verlinkt Quebec mit anderen frankophonen Kulturräumen. So ist die frankophone Blogosphäre ein Produkt regen kulturellen Austauschs und Transfers, wobei Quebec dennoch oft eine Führungsrolle zukam.

Der geschichtlich-sozialwissenschaftliche Beitrag des vorliegenden Heftes von *Jasper Trautsch* befasst sich mit der Geschichte der staatlichen Präsenz Kanadas in Deutschland. Der Autor ruft in Erinnerung, dass die deutsch-kanadischen Beziehungen auf zwischenstaatlicher Ebene im Wesentlichen ein Produkt des Zweiten Weltkrieges sind. Während die diplomatische Präsenz Kanadas in Deutschlands heute größer erscheint als jemals zuvor, erreichte die Gesamtpräsenz Kanadas mit der Stationierung von tausenden Soldaten in Westdeutschland in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts eine nie wieder erreichte Breite. Insgesamt dienten auf (west-) deutschem Boden in gut 40 Jahren (1951–1993) ca. 100.000 Angehörige der kanadischen Streitkräfte. Der Beitrag endet zeitgeschichtlich mit dem schrittweisen Rückzug kanadischer Truppen aus Deutschland von den 1970er Jahren bis 1993. Es wäre aus Sicht der Herausgeber wünschenswert, wenn sich die deutschsprachige Kanadistik in weiteren Aufsätzen mit der kanadischen Präsenz in Deutschland und der deutschen Präsenz in Kanada nach dem Ende des Kalten Krieges beschäftigen würde.

Caroline Rosenthal

Martin Thunert

Doris G. Eibl